



Anne Groschwald • Henning Rosenkötter

Inklusion in Krippe und Kita

Ein Leitfaden für die Praxis

HERDER

Anne Groschwald | Henning Rosenkötter
Inklusion in Krippe und Kita

Anne Groschwald | Henning Rosenkötter

Inklusion in Krippe und Kita

Ein Leitfaden für die Praxis



FREIBURG · BASEL · WIEN

Überarbeitete Neuauflage 2021 (2. Gesamtauflage)

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2015
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlagkonzeption und -gestaltung: Röser MEDIA GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Fotos im Innenteil auf den Seiten: 9: © MichaelJBerlin – AdobeStock, 21: © Vladimirs – iStock, 29: © enviromantic – iStock, 39: © goodmoments – iStock, 51: © simarik – iStock, 59: © HomePixel – iStock, 67: © arsenisspyros – iStock, 101: © Anastasiia Yanishevskaja – iStock, 111: © BUSLIQ – AdobeStock, 119: © lfd – iStock, 131: © sdominick – iStock, 141: © clu – iStock, 153: © New Africa – AdobeStock

Satz: Röser MEDIA GmbH & Co. KG
E-Book-Konvertierung: Röser MEDIA GmbH & Co. KG

ISBN EBook (PDF) 978-3-451-82317-6
ISBN EBook (EPUB) 978-3-451-80514-1
ISBN Print 978-3-451-38946-7

Inhalt

Einleitung

1. Begriffsbestimmung: Integration und Inklusion

- 1.1 Was ist Integration?
- 1.2 Was ist Inklusion?

2. Geschichte und rechtliche Grundlagen der Inklusion

- 2.1 UN-Kinderrechtskonvention
- 2.2 UN-Behindertenrechtskonvention
- 2.3 Gesetzliche Grundlagen in Deutschland

3. Inklusive Pädagogik in Krippe und Kita

- 3.1 Wertschätzung der Vielfalt und Abbau von Barrieren
- 3.2 Ansatz der vorurteilsbewussten Bildung und Erziehung

4. Zentrale Ressource: Die Haltung der pädagogischen Fachkräfte

- 4.1 Biografische Kompetenz und Selbstreflexion

- 4.2 Lernen im Spiel
- 4.3 Empathie, Responsivität und Feinfühligkeit
- 4.4 Netzwerkarbeit
- 4.5 Wertschätzung von Diversität
- 4.6 Austausch zwischen allen Beteiligten

5. Inklusionsziel: Starke Kinder

- 5.1 Ausschlaggebende Faktoren für die Entwicklung von Resilienz
- 5.2 Den Schutzschild der Kinder stärken

6. Erziehungspartnerschaft mit den Eltern

- 6.1 Vielfalt der elterlichen Wünsche und Erwartungen
- 6.2 Vorurteilsbewusste Bereitschaft zum Dialog

7. Behinderungsformen und Fördermöglichkeiten

- 7.1 Definition und Ursachen von Behinderung
- 7.2 Kinder mit Körperbehinderung
- 7.3 Kinder mit Sprachbehinderung
- 7.4 Kinder mit Lernbehinderung oder geistiger Behinderung
- 7.5 Kinder mit Sehbehinderung
- 7.6 Kinder mit Hörbehinderung
- 7.7 Kinder mit seelischen Störungen

8. Umgang mit sozial schwierigen Situationen

8.1 Armut und die Folgen

8.2 Andere sozial schwierige Situationen

9. Umgang mit Entwicklungsstörungen und Verhaltensauffälligkeiten

9.1 Was sind Entwicklungsstörungen?

9.2 Was sind Verhaltensauffälligkeiten?

10. Aus- und Fortbildung in Inklusion und Anforderungen an eine Inklusionsassistenz

10.1 Anforderungen an die Aus- und Weiterbildung

10.2 Wer kann Inklusionsassistenz sein?

10.3 Einsatz einer Inklusionsassistenz

11. Pro und kontra Inklusion

12. Aufgaben der Träger, unterstützende Leistungen und Qualitätssicherung

13. Kooperation und Netzwerk

Checkliste für Inklusion (Kopiervorlage)

Links & Empfehlungen

Literatur

Über die Autoren

Einleitung

Wenn wir heute in ein angeblich „unterentwickeltes“ Land reisen, sind wir oft überrascht und beschämt von der Gastfreundschaft und der vorbehaltlosen Großzügigkeit, die uns dort entgegengebracht werden. Manch einer hat sich dabei vorgenommen, nach der Rückkehr nach Deutschland Menschen aus anderen Ländern ähnlich freundlich zu begegnen. Aber selten gelingt es, diesen Vorsatz einzulösen. Wir fragen uns, ob das ein typisch deutsches Problem ist, oder was da in uns falsch entscheidet oder so rasch vergisst.

Einen Gast in die Familie aufzunehmen gebietet in vielen Ländern und Gegenden das Gastrecht. Einen Ankömmling in die Mitte einer Gruppe oder einer Gemeinschaft zu nehmen ist jedoch nicht immer selbstverständlich. Die Gruppe hat dem Neuen gegenüber möglicherweise Vorbehalte. Der Ankommende selbst hingegen hat die Erwartung und Hoffnung, mit offenen Armen angenommen zu werden, so wie er ist, und aufgenommen zu werden als ein neues Mitglied der Gruppe. Dabei ist die Schwierigkeit gleich groß für eine erwachsene Hamburgerin, die in München in einen Sportverein eintreten will, wie für ein Kind aus München, das in eine Hamburger Schule wechselt. Wie schwer muss es dann erst für ein türkisches Kind sein, das kein Wort Deutsch spricht und in einen Kindergarten kommt, oder ein Kind aus Syrien, das der lebensgefährlichen Situation in seinem Land gerade entronnen ist?

Inklusion ließe sich an zahllosen Bildern und Biografien erläutern. Meist wird daran die schwierige Seite betont, und die Diskussionen zu diesem Thema sind mit bitterem Ernst durchwachsen. Da und dort scheint die Hoffnung durch,

dass Inklusion auch bereichernd für Gruppen und Gemeinschaften sein könnte. Wie jedes Ding hat also auch Inklusion mindestens zwei Seiten, die wir in diesem Buch beleuchten möchten.

Wir möchten außerdem deutlich machen, wie sehr Inklusion eine ethische Grundhaltung ist, die wie jede moralische Kategorie einem gesellschaftlichen und historischen Wandel unterliegt. Ein solcher Wandlungsprozess kann nicht mit Gewalt durchgesetzt werden. Selbst wenn er Gesetz geworden ist, ist seine konkrete Umsetzung einem ständigen Diskurs unterworfen. Müssen tatsächlich 100 Prozent aller Menschen inkludiert werden oder gibt es auch Schonräume, die manchen Menschen besser tun als die große Gruppe der Allgemeinheit? Darf man auch gegen Inklusion sein, prinzipiell oder bei bestimmten Menschen? Wir möchten diese und andere Fragen erst einmal zulassen und Sie alle zu einer Reihe von fruchtbaren Diskussionen und Entscheidungen ermutigen.

Wir wollen mit diesem Buch alle Pädagoginnen und Pädagogen ansprechen¹. Während Inklusion in Schule und Geriatrie eine intensiv diskutierte Herausforderung darstellt, sind Bücher und Diskussionen über Inklusion in der Krippe und in Kindertagesstätten rar. „In Verbindung mit Artikel 7 der UN-Konvention, in dem die Gültigkeit der Menschenrechte und aller Grundfreiheiten auch für Kinder mit Behinderung festgeschrieben ist, ergibt sich ebenfalls die Pflicht, Kindertageseinrichtungen mit in den Entwicklungsprozess hin zu einem inklusiven Bildungssystem auf allen Ebenen hineinzunehmen“ (Deutsches Jugendinstitut 2013, S. 29). In der gesellschaftlichen Realität jedoch ist Inklusion in Kindertagesstätten scheinbar eine Selbstverständlichkeit, die keiner weiteren Diskussion bedarf. Wir haben dazu einige Vermutungen.

Ein anderes Ziel dieses Buches ist es, Sie dazu zu ermutigen, den Beginn mit einem neuen Kind gut vorzubereiten. Wie Sie ja selbst wissen, fühlen wir uns in einer neuen Gruppe nicht so recht wohl, wenn wir mit Skepsis und Unsicherheit empfangen werden. Stellen Sie also viele Fragen an das neue Kind, an seine Eltern, an Ihr Team und an sich selbst. Je besser Sie und Ihre Einrichtung vorbereitet sind, umso offener und herzlicher wird der Empfang des Kindes werden.

Wir sind der festen Überzeugung, dass Inklusion nie nur das Thema einzelner Personen sein kann, sondern immer ein Thema für das gesamte Team ist. Sie finden in diesem Buch viele Fallbeschreibungen aus unserem pädagogischen und therapeutischen Alltag. Hier geht es uns nicht darum, Lösungen zu präsentieren. Selten ist dies aus der Problemstellung heraus zu schaffen. Unsere Überlegungen sind Ansätze zur Diskussion, zum Beispiel im Team oder mit anderen Fachleuten. Wir möchten Sie also ermutigen, in verschiedene Richtungen zu denken und vielfältige Möglichkeiten in Betracht zu ziehen.

Wir wünschen Ihnen, dass Sie in Ihrer täglichen Arbeit von diesem Buch profitieren und sich nach der Lektüre gestärkt und bereichert fühlen.

Anne Groschwald
Henning Rosenkötter

1.

Begriffsbestimmung:
Integration und Inklusion



In diesem Kapitel erfahren Sie

- **was unter Inklusion zu verstehen ist**

- **wie sich Inklusion von Integration unterscheidet**
- **wie sich Vielfalt im Hinblick auf Inklusion gestaltet**
- **wie Partizipation und Resilienz Inklusion unterstützen**

1.1 Was ist Integration?

Das lateinische Wort „integratio“ bedeutet so viel wie Erneuerung oder Wiederherstellung. Im soziologischen und pädagogischen Zusammenhang sind damit Einbeziehung und Eingliederung gemeint. Das Gegenteil von Integration ist Separation (Abtrennung) und/oder Exklusion (Ausschluss).

In der (früh-)pädagogischen Praxis hat Integration zum Ziel, Kinder, die sonst ausgeschlossen wären, in ihre soziale Gruppe einzubeziehen, etwas wiederherzustellen, das durch eine Beeinträchtigung bedroht oder verloren geglaubt war. Dazu gilt es zunächst, Unterschiede zwischen „normaler“ und „gestörter“ Entwicklung wahrzunehmen und festzustellen. Die Anforderung besteht darin, Kinder, die sich nicht „normal“ entwickeln, einer Form der Behinderung oder Entwicklungsstörung zuzuordnen und für sie einen Förderplan zu erstellen. Danach ist dann das zunächst Getrennte wieder zu vereinen. Integration unterscheidet also zwischen Kindern mit und ohne Förder- und Therapiebedarf. Traditionell werden Kinder mit definierten Entwicklungsstörungen integriert: meist körperlich, geistig oder seelisch kranke oder behinderte Kinder. Im

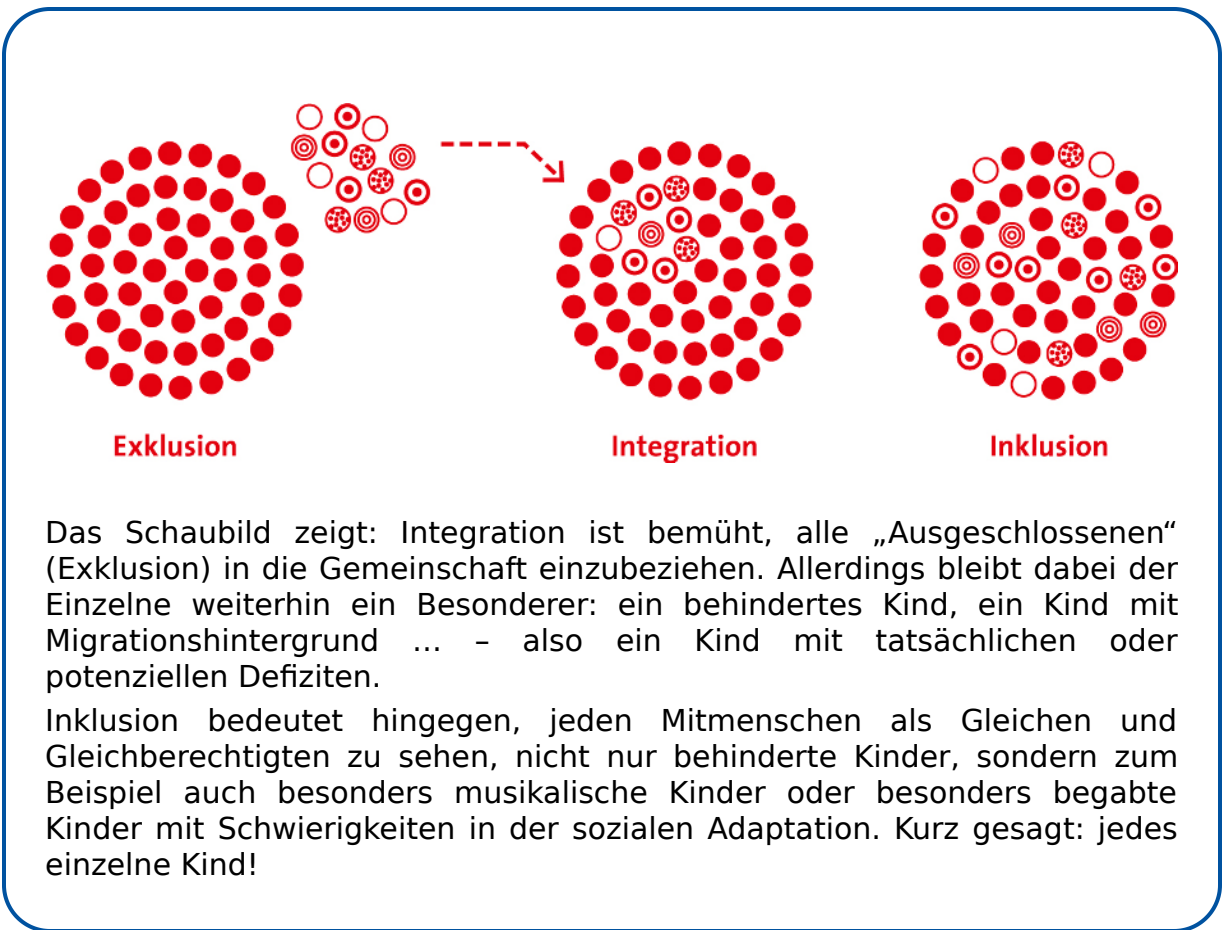
Zusammenhang mit gemeinsamer Betreuung, Bildung und Erziehung bedeutet Integration, ohne Aussonderung auszukommen.

1.2 Was ist Inklusion?

Inklusion, vom lateinischen Wort „inclusio“ abgeleitet, bedeutet Einschluss. Der Einschluss aller Kinder in eine Gemeinschaft meint, jedes einzelne Kind gleichberechtigt an allen Tätigkeiten teilhaben und mitgestalten zu lassen – unabhängig von seinen Fähigkeiten, von seiner ethnischen, kulturellen oder sozialen Herkunft, seinem Geschlecht oder von seinem Alter. Inklusion betrachtet den Menschen als Teil der Gemeinschaft.

Inklusion begrüßt die Vielfalt aller Kinder und entscheidet nicht über einen bestimmten Platz eines Kindes in seiner sozialen Gruppe. Inklusion geht vielmehr von der Besonderheit und den individuellen Bedürfnissen eines jeden Kindes aus und verlangt den Blick auf die gesamte Persönlichkeit des Kindes. Inklusion tritt ein für das gleiche Recht aller Kinder. Der Inklusionsgedanke besagt, dass alle Kinder und ihre Erzieherinnen und Erzieher miteinander und voneinander lernen. Kein Kind soll ausgesondert werden, weil es den Anforderungen nicht entsprechen kann.

Inklusion will auch die Rahmenbedingungen an den Bedürfnissen und Besonderheiten der Kinder ausrichten. Die Strukturen haben sich den individuellen Bedürfnissen anzupassen. So entwickeln sich Bildungseinrichtungen zu einem fördernden und herausfordernden Ort für alle Kinder. Der Inklusionsgedanke wertschätzt alle Anteile eines Kindes, will Bildungsgerechtigkeit erzielen und baut somit Bildungsbarrieren ab.



Damit ist Inklusion auch ein Teil eines demokratischen Wertesystems: Es geht darum, gesellschaftliche Bedingungen der Kinder aktiv zu erfragen, Barrieren zu erkennen und Gelegenheiten zu identifizieren, die eine Ungleichbehandlung und Ausgrenzung bewirken. Das Ziel ist Gerechtigkeit.

Sich auf Inklusion einzulassen bedeutet deshalb auch, sich mit Bildungsbarrieren auseinanderzusetzen. In diesem Buch werden wir weniger auf die bildungshemmenden Einflüsse von sozialer Benachteiligung auf der gesellschaftlichen Ebene eingehen, sondern uns mit der Frage beschäftigen, welche Bedeutung diese Faktoren für das einzelne Kind haben. Damit ist impliziert, dass sich jeder von uns auch noch einmal mit der eigenen Biografie beschäftigt: Was konnten mir meine Eltern mitgeben, was

nicht? Was haben sie mir geschenkt, und was macht mich stark? Welche Faktoren gab es in meinem Leben, die meine Bildungsmöglichkeiten erschwert haben?

Anerkennung und Wertschätzung von Vielfalt

Inklusion ist die Fortentwicklung aller Bemühungen um Integration. Sie eröffnet allen Kindern die Möglichkeit, ihr Recht auf die Erreichung ihres individuell höchstmöglichen Bildungszieles wahrzunehmen. Inklusion kann verstanden werden als ein gesellschaftliches und pädagogisches Modell, das auf bestimmten Werten beruht: auf der Anerkennung der Besonderheit eines jedes Menschen, der Mehrfachzugehörigkeit eines Menschen, der Anerkennung der Tatsache, dass bestimmte Gruppen eher gefährdet sind, Barrieren zu erfahren, als andere. Es geht demnach um die Berücksichtigung einer sozialen Vielfalt, ihrer Anerkennung und den Schutz vor Ausgrenzung, Ungleichbehandlung und Diskriminierung.

Integration bildete Gruppen, die unsere Unterstützung und unseren Schutz brauchen (z.B. behinderte Kinder, Kinder mit Migrationshintergrund, Kinder mit psychischen Besonderheiten). Inklusion nimmt hingegen keine Unterteilung in Gruppen vor. Die Unterschiede aller Menschen sollen nicht als ein zu lösendes Problem, sondern als ein Teil von **Vielfältigkeit** (Diversity) betrachtet werden. Nicht „das Normale“ ist die Norm, sondern die Unterschiedlichkeit und die Gleichwertigkeit jedes Individuums (Albers 2011). Nicht das einzelne Kind ist gezwungen, sich an vorhandenen Normen zu beweisen, sondern die Gesellschaft soll Strukturen schaffen, die es jedem Kind ermöglichen, sich in seinen wertvollen Leistungen zeigen und entwickeln zu können.

Partizipation und Resilienz

Neben der Anerkennung und Wertschätzung von Vielfalt nimmt der Begriff der **Partizipation** in der Inklusions-Diskussion einen breiten Raum ein. Voraussetzung für eine gelungene Teilhabe ist es, zunächst die Bedürfnisse eines Kindes zu erkennen. Dazu gehören alle Bedürfnisse in der Pflege und Betreuung, in Bildung und Erziehung. Alle, die mit Kindern leben und arbeiten, sind bestrebt, die Lebenskompetenzen und die Widerstandskraft aller Kinder zu unterstützen und zu fördern. Als **Lebenskompetenzen** (life skills) zählt die Weltgesundheitsorganisation (WHO 1994, zitiert nach Fröhlich-Gildhoff et al. 2012) zehn Faktoren auf:

1. Selbstwahrnehmung
2. Einfühlungsvermögen (Empathie)
3. Kreatives Denken
4. Kritisches Denken
5. Fähigkeit, Entscheidungen treffen zu können
6. Fähigkeit, Probleme zu lösen
7. Fähigkeit zur wirksamen Kommunikation
8. Beziehungsfertigkeiten
9. Gefühlsbewältigung
10. Stressbewältigung

Die Lebenskompetenzen stellen wichtige Schutzfaktoren dar, die Kindern (und Erwachsenen) Sicherheit verleihen. Besonders der zehnte Faktor leitet zum Bereich der Resilienz über. Mit **Resilienz** ist Widerstandskraft gemeint, nämlich die Fähigkeit des Menschen, schwierige Lebenssituationen und Krisen mithilfe der eigenen Ressourcen zu meistern und

daraus für das weitere Leben Erfahrung und Kraft zu schöpfen (siehe ausführlicher dazu Kapitel 5).

Praxisbeispiel

Jan (3;7 Jahre) ist zwölf Wochen zu früh auf die Welt gekommen und hat eine Hirnblutung erlitten. Seine rechte Körperseite ist durch eine spastische Lähmung (spastische Hemiparese) in der Motorik so stark eingeschränkt, dass er die rechte Hand nur als Hilfshand einsetzen kann; sein verkürztes rechtes Bein, das gestreckt bleibt, macht ein schnelles Gehen unmöglich. Trotz dieser Behinderung ist Jan ein fröhliches Kind, das mit seinem Humor und seinem gewinnenden Lachen alle Menschen, Kinder und Erwachsene, für sich einnimmt. Wenn er Hilfe braucht, ruft Jan andere Kinder oder eine Erzieherin. Er sagt klar, was er vorhat und wobei er Hilfe benötigt. Jan interessiert sich für alle technischen Geräte, fragt nach deren Funktionsweise und möchte am liebsten Uhren und Motoren auseinanderschrauben. Wenn in der Kita gesungen wird, ist er mit aller Inbrunst dabei.

Alle mögen Jan, und kein Mensch denkt daran, dass der Junge nicht am nächsten Ausflug teilnehmen könnte. Erst einige Tage vor dem Ausflug sprechen Jan und seine Mutter mit einer Erzieherin darüber, ob man ein Wägelchen mitnehmen könnte, da der Junge vielleicht nicht die ganze Strecke alleine laufen kann. Jan wünscht sich, dass Henriette und Frank den Wagen ziehen.

Kinder wie Jan werden vielleicht anfangs als ein behindertes Kind in die Einrichtung integriert. Im Laufe der Zeit wird Jan – unbemerkt und allmählich – dann als der Technik-Freak oder der Solo-Sänger gesehen. Seine körperliche Beeinträchtigung rückt aus dem Fokus. Und er hat gute Chancen, dass später alle Beteiligten in ihm ein gelungenes Beispiel für Inklusion sehen werden.

Voraussetzungen für Bildung

Katarina Tomasevski (2004), die frühere UN-Sonderberichterstatteerin für das Recht auf Bildung, entwickelte mit den vier „A“ eine anschauliche Systematik zur Beschreibung der Grundvoraussetzungen für Bildung:

- **A**ailability (Verfügbarkeit): Bildung soll frei zur Verfügung stehen. Eltern haben das Recht der freien Wahl.
- **A**ccessability (Erreichbarkeit): Bildung soll für alle Kinder zugänglich sein, ohne Diskriminierung oder Aussonderung.
- **A**ceptability (Annehmbarkeit): Form und Inhalt des Bildungsangebots sollen für Kinder und Eltern annehmbar sein, nicht-diskriminierend, kulturell relevant und hochwertig.
- **A**adaptability (Anpassungsfähigkeit): Bildung soll sich nach den Prinzipien der Kinderrechte an den spezifischen sozialen, lokalen und kulturellen Bedürfnissen der Kinder orientieren.

Grundsätzlich erscheinen diese Voraussetzungen plausibel und moralisch absolut gerechtfertigt. Aber gleichzeitig werden auch Bedenken und Fragen aufgeworfen, werden diese Gedanken in die berufliche Gegenwart projiziert:

- Kann ich allen Kindern gerecht werden?
- Reicht meine Ausbildung dazu aus, die speziellen Bedürfnisse aller Kinder zu erkennen?
- Reicht meine Arbeitszeit, um mich allen Kindern gerecht zu widmen?
- Wie soll ich einem Kind mit Entwicklungsstörungen richtig begegnen, wenn ich nach dem Gleichheitsprinzip keine Unterschiede machen soll?
- Braucht nicht ein Kind mit einer Behinderung andere Fördermaßnahmen als das „normale“ Kind?

- Kann ich denn wirklich alle Kinder gleich behandeln und fördern, wenn sie doch so unterschiedliche Ausgangspositionen haben?
- Habe ich in meiner Biografie und in meiner Ausbildung genug gelernt, um mit Kindern anderer Kulturen und mit Kindern, die unter schwierigen sozialen Bedingungen leben, auszukommen?
- Wie soll ich denn mit dieser Überforderung zurechtkommen?
- Darf ich Angst vor dem Anblick eines kranken oder behinderten Kindes haben? Ist das normal?
- Wer hilft mir, und wer nimmt mir Arbeit und Verantwortung ab?

Hier beißt sich, sprichwörtlich ausgedrückt, die Katze in den Schwanz: Wie kann ich den Spagat bewältigen, alle Kinder gleich zu behandeln und wertzuschätzen ohne Ansehen der Herkunft, des Geschlechts oder des Entwicklungsstands, ohne in eine Gleichmacherei zu verfallen? Wenn die Kinder schon so unterschiedlich sind, dann kann ich ihnen doch nicht gleiche Spiel- und Lernangebote machen? Ein kognitiv schwächer entwickeltes Kind wäre damit überfordert und würde womöglich abwehrend oder scheinbar gleichgültig reagieren. Ihre Bedenken möchten wir keinesfalls abtun und werden sie in den Kapiteln 3 und 11 weiter diskutieren.

Sind die vier „A“ bei Jan verwirklicht? Aus dem Praxisbeispiel (siehe Seite 13) geht das nicht hervor. Ohne ein zusätzliches Nachdenken können seine Erzieherinnen das nicht wissen. Sie müssen sich bei allen Kindern immer wieder bewusst fragen, ob die Bedingungen gegeben sind, dass die Voraussetzungen für Bildung und Erziehung für Jan und seine Eltern verfügbar, erreichbar, annehmbar und anpassungsfähig sind.

Lassen Sie uns Inklusion noch ein wenig weiter denken: Wenn alle Kinder unterschiedlich sind und ihren Fähigkeiten und Neigungen gemäß erzogen und gebildet sein sollen, stehen Frühpädagogen vor der enormen Aufgabe eines individualisierten Zusammenlebens. Argumente wie „Wir müssen ja für alle 25 Kinder da sein“ können dann nicht mehr gelten. Wo Integration noch auf kranke und behinderte Kinder fokussiert war, soll Inklusion alle Kinder im Blick haben und keines abweisen – also auch das kleine Musikgenie fördern, den Jungen, der schon elektrische Schaltkreise baut, und denjenigen, der alle Käferarten sammelt und bestimmt, dem Kind Freiräume lassen, das unentwegt herumrennt und tobt, und das vierjährige Mädchen unterstützen, das schon ziemlich gut lesen kann.

Inklusion

Alle Menschen gehören zur Gesellschaft. Niemand darf ausgeschlossen werden. Alle Menschen sind durch die Ideen der Gerechtigkeit und der Einfühlsamkeit miteinander verbunden. Alle Kinder haben die gleichen Rechte. Alle Kinder haben ein Recht darauf, einen normalen Kindergarten und eine normale Schule zu besuchen. Alle Kinder sind verschieden. Jedes Kind bekommt die Hilfe, die es braucht und die zu ihm passt. Alle Kinder sollen gut lernen können (mod. nach Seitz et al. 2012).

Schnelles Denken – langsames Denken

Doch warum fällt Inklusion manchmal noch so schwer? Die defizitorientierten Gedanken sind nicht einfach aus dem Kopf zu löschen. Wir Erwachsenen haben sie so gut gelernt, dass sie automatisch einschließen und Angst und Abwehr hervorrufen, selbst wenn unser Verstand das eigentlich nicht möchte. Es hat auch keinen Zweck, darüber empört oder

enttäuscht zu sein, dass sie sich nicht schnell löschen lassen, sondern erst nach und nach in den Hintergrund treten, wenn unsere Erfahrungen und Erlebnisse mit Inklusion positive Resultate gebracht haben.

Dürfen wir Sie ein wenig trösten? Das menschliche Gehirn funktioniert folgendermaßen: In Bruchteilen von Sekunden trifft es Entscheidungen, bevor sie uns bewusst werden können. Der Nobelpreisträger Daniel Kahnemann (2011) hat seine Erfahrungen darüber in dem Buch „Schnelles Denken, Langsames Denken“ zusammengefasst. Kahnemann geht davon aus, dass wir über zwei Denksysteme verfügen. Das erste System, das Schnelle Denken, erzeugt Eindrücke und Gefühle, arbeitet schnell und automatisch ohne willentliche Steuerung. Es erzeugt Intuitionen, angenehme Gefühle, repräsentiert Normen und Prototypen und erzeugt elementare Bewertungen. Das zweite System, das Langsame Denken, unterstützt System 1 und lässt Eindrücke und Gefühle zu Überzeugungen und Einstellungen werden. Das langsame System 2 tritt erst dann in Aktion, wenn ein bestimmtes Muster erkannt wird und wenn wir bewusst darauf fokussieren. In der Regel macht sich das Langsame Denken die Vorstellungen des Schnellen Denkens zu Eigen. Das bedeutet, dass wir unsere Überzeugungen häufig nicht überprüfen, sondern dem raschen Impuls der unbewussten Eindrücke gehorchen. So ist es auch bei inklusiven Aufgaben.

Ein Inklusionsproblem oder ein sichtbar behindertes Kind löst bei jedem Menschen, auch abhängig von seinen persönlichen Erlebnissen, unterschiedliche Gefühle aus, die sich unkontrolliert zu Angst und Abwehr oder zu Zuneigung, Akzeptanz und Sympathie entwickeln. Erst wenn wir uns bewusst fragen, ob diese Gefühle sich mit den moralischen Normen decken, können wir immer wieder scheinbare Widersprüche entdecken, die uns emotional hin- und herzerren. Das Bewertungssystem des Langsamen Denkens

sagt uns: Heiße doch dieses Kind herzlich willkommen. Bring ihm keine Vorurteile entgegen. Es kann doch nichts dafür, dass es so ist. Du bist für alle Kinder gleichermaßen da. Am anderen Ende ruckelt das Schnelle Denken: Am liebsten würde ich „Nein“ sagen. Mir ist zum Davonlaufen. Das kann ich nie und nimmer. Das haben wir doch immer so gemacht. Ich will nicht schon wieder etwas Neues und Schwieriges.

Zu Ihrer Beruhigung: Den meisten Menschen, auch wenn sie vom Fach sind, geht es am Anfang ähnlich, bevor sie sich auf den Weg machen, Inklusion zu entdecken. Wahrscheinlich geht es auch denjenigen so, die Gesetze und Bestimmungen verfasst haben. Die ethische Grundhaltung von Zwischenmenschlichkeit erfordert Gesetze, die eine Gleichbehandlung aller Menschen einfordern. Diese Grundrechte in der pädagogischen Praxis umzusetzen steht auf einem anderen Papier. Unser Schnelles Denken warnt uns vor den Gefahren und Hindernissen, das Langsame Denken sagt: Mach es, stehe zur Inklusion, lerne Neues und mache Erfahrungen, die dich beflügeln und aus denen du gestärkt hervorgehen wirst. Dann wird sich nach und nach auch das Schnelle Denken verändern.

Weitere Beispiele sollen verdeutlichen, wie langwierig und schwierig sich dieser Erfahrungs- und Lernprozess gestalten kann. Es gibt nicht wenige Kinder, die unter mehreren Gesichtspunkten hohe Anforderungen an eine Krippe oder eine Kita stellen: ein Kind mit einer leichten Entwicklungsverzögerung, dessen Eltern drogenabhängig sind, ein sehr unruhiges Kind mit Entwicklungsverzögerung und einer alkoholabhängigen Mutter, ein Kind aus einer Roma-Familie, die gerade aus Rumänien zugezogen ist, noch kein Bleiberecht hat und unter ärmsten Bedingungen lebt. Solche kombinierten Inklusionsanforderungen setzen zunächst einmal viele Gefühle aus System 1 frei: Mitleid,

Abwehr bis Abscheu, Hilfsbereitschaft, Unverständnis, Angst und noch vieles mehr.

Praxisbeispiel

Georg (5;6 Jahre) kommt mit seiner Mutter aus Russland. Die Großeltern waren deutschstämmig, die Mutter versteht sehr wenig Deutsch. Georg hatte im ersten Lebensjahr eine schwere Hirnhautentzündung, von der er sich nur sehr langsam erholt hat und von der eine beidseitige fast völlige Ertaubung zurückgeblieben ist. Eine Hörgeräteversorgung war in Russland wohl nicht möglich. Weil die Mutter berufstätig war, lebte Georg überwiegend bei seinen Großeltern. Womöglich haben sie versucht, ihm die deutsche Sprache beizubringen. Als beide Eltern mit ihm nach Deutschland kommen, wird Georgs Vater aus geheimnisvollen Gründen im Asylbewerberheim ermordet. Seine Mutter möchte über diese Vorkommnisse nicht sprechen.

Untersuchungen in einer HNO-Klinik ergeben, dass Georg über ein Resthörvermögen verfügt. Er bekommt ein Hörgerät und ist für die Operation zur Implantierung eines künstlichen Innenohrs (Cochlear Implant, CI) angemeldet. Der Termin wird aber immer wieder verschoben. In der Zwischenzeit soll Georg wenigstens logopädisch behandelt werden, soweit sein Hörvermögen dafür überhaupt ausreicht, und er soll einen Kindergarten besuchen. In der Kita zeigt sich, dass Georg durchaus wach und interessiert ist an allem, was er sehend entdecken kann. Es gelingt ihm aber nicht, mit anderen Kindern in Kontakt zu kommen. Vielmehr versucht er irgendwie, seine Wünsche zu äußern, verhält sich dabei aber für Kinder und Erzieherinnen unverständlich und wird zunehmend aggressiv und zerstörerisch. Seine Mutter sagt, zuhause sei alles ganz normal. Wie es mit Georg weitergeht, lesen Sie auf Seite 129.

Beobachtung, Hypothesen, Planung

Welche Gefühle und Assoziationen löst diese Geschichte in Ihnen aus? Lassen Sie uns darüber nachdenken, wie schnell sich wohl Vermutungen oder Hypothesen gebildet haben. Sicher haben Sie schon während des Lesens einige Vermutungen angestellt, warum Georg so verhaltensauffällig geworden ist. Und Sie haben unbewusst

erste Lösungsversuche angedacht („Das hätte ich anders gemacht!“).

Wir möchten Sie nun dazu anregen, konkrete Überlegungen anzustellen, damit Sie verschiedene Annahmen einbeziehen und Ihre nächsten Schritte planen können. Die nächsten Schritte könnten sein: die Diskussion in Ihrem Team, die weitere Arbeit mit dem Kind, die Einbeziehung anderer Fachleute, die Planung eines Elterngesprächs. Nach einer gewissenhaften Überprüfung der Überlegungen und der Absprache im Team und mit externen Fachleuten sollten Sie die Eltern in Ihre weiteren Pläne einbeziehen.

Wichtig ist es uns, dass diese Überlegungen schon vor dem Eintritt des Kindes in die Einrichtung angestellt werden. Wir sind der Überzeugung, dass viele Probleme bei der Inklusion leichter zu lösen wären, wenn die Bedingungen und Voraussetzungen im Erstgespräch bekannt und breit diskutiert werden würden.

Hypothesen zur Entstehung von Georgs Verhaltensauffälligkeiten

- Georg hat eine geistige Behinderung als Folge der frühkindlichen Hirnhautentzündung.
- Georg ist aus der vertrauten Umgebung bei den Großeltern gerissen worden.
- Georg versteht keine Sprache, weil er nicht hören kann, bleibt also kommunikativ völlig isoliert.
- Georg kommt in eine kulturell völlig andere Lebenswelt in Deutschland und versteht kaum ein Wort der deutschen Sprache.

- Georg ist traumatisiert durch den gewaltsamen Tod seines Vaters.
- Georgs psychische Entwicklung ist gefährdet, da seine Mutter sich trotz psychologischer und pädagogischer Hilfe weigert, über den Tod ihres Mannes zu sprechen, auch nicht zuhause mit Georg.
- Georg war nie in einer Kita, schon gar nicht in einer deutschen Kita. Er findet sich in diesem Umfeld nicht zurecht.
- Die bisher geleisteten Hilfen waren falsch oder unzureichend.

Neben verschiedenen Hypothesen zur Entstehung von Georgs Verhaltensauffälligkeiten ist weiter mit zu bedenken: Die Kindertagesstätte hatte gar keine Wahl. Sie musste Georg aufnehmen. Der kommunale Träger und das Jugendamt hatten darauf gedrungen. Auch die Mutter bestand auf der Aufnahme, da sie nach Anerkennung des Asylstatus eine Arbeit gefunden hatte und sich und Georg ernähren muss.

Nachdem Sie nun im Vorfeld Ihre eigenen Überlegungen und Folgerungen anstellen, erfahren Sie später in Kapitel 11 genauer, was sich daraus entwickeln kann.

Der Schlüssel zur Inklusion: Helfen ist angeboren

Bisher haben wir in erster Linie darüber gesprochen, was Inklusion mit den Erwachsenen macht. Im nächsten Schritt begeben wir uns in die Perspektive der Kinder. Oft wird ihnen unterstellt, sie seien anderen Kindern gegenüber grausam oder verletzend ehrlich. Auf der anderen Seite wird